

## WILLI BEITZ

# Michail Scholochow – eine terra incognita?

Michail Scholochow war einst weltweit einer der meistgelesenen sowjetischen Schriftsteller; seit den Zeiten des Kalten Krieges ist er (wie es modisch heißt) »umstritten«. Als Solschenizyn 1974 von Paris aus erneut die Legende vom angeblichen »Plagiat« Scholochows als Verfasser des »Stillen Don« initiierte,<sup>1</sup> hat sich in der westdeutschen Slawistik keine Hand zu Scholochows Verteidigung gerührt (wissenschaftlich fundierte Entlastungen kamen von Geir Kjetsaa aus Norwegen, Herman Ermolaev aus den USA), während die östliche Literaturwissenschaft apologetisch die Vogel-Strauß-Haltung einnahm. Bis heute haben sich in bundesdeutschen Breiten, bis ins linke Spektrum hinein, Spekulationen und hanebüchene Fehlurteile gehalten. Es ist an der Zeit, zu einer ausgewogenen Beurteilung dieses Schriftstellers zu kommen, der immerhin zu den bedeutendsten Romanciers des 20. Jahrhunderts (Nobelpreis 1965) zählt.

Der Bekanntheit von Scholochows Werk stehen unerschlossene Bezirke seiner Biographie und seiner Persönlichkeit gegenüber. Dies ist nicht die einzige Paradoxie. Der oft behaupteten Konformität dieses Schriftstellers mit der herrschenden Kunstdoktrin widerspricht, dass er unter den vom Sowjetregime offiziell anerkannten hochrangigen Autoren derjenige mit der größten künstlerischen Unabhängigkeit war. Und nicht zuletzt: Seine Texte, ein scheinbar leicht interpretierbarer Realismus, »konventionell« geschrieben (wie Brecht meinte), fordern vertiefte Erklärungen.

Zu den Paradoxien Scholochows gehört, daß er zwar ein umgänglicher Mann war, doch zugleich, wie eine gute Freundin sagte, vieles Persönliche »unter mehr als sieben Siegeln« verschlossen hielt.<sup>2</sup> Dazu passt auch, daß er, dem fabulierfreudigen Großvater Schtschukar in seinem Roman »Neuland unterm Pflug« nicht unähnlich, gelegentlich seinen Spaß daran hatte, Interviewern mit angeblich authentischen Geschichten aus seinem Leben einen Bären aufzubinden.<sup>3</sup> In Literatenkreisen wurde er nie heimisch, aus dem Sitzungsunwesen des Schriftstellerverbands hielt er sich heraus. Er mochte es nicht, wenn Literaturkritiker in seiner literarischen »Werkstatt« herumstöberten – daher pflegte er Manuskripte so bald wie möglich (gegen den Protest der Familie) zu vernichten. Weder in seinen publizistischen Äußerungen noch in Interviews hat er sich wirklich offenbart – nur in seinem Werk öffnet er sich voll und ganz, doch da schützt ihn die Verfremdung der literarischen Form.

Biographische Auskünfte bargen zu Sowjetzeiten ihre Risiken. Daraus konnten erhebliche Nachteile, ja existenzielle Bedrohungen

Willi Beitz – Jg. 1930, Slawist, Prof. Dr. sc. phil., zahlreiche Veröffentlichungen zur modernen russischen Literatur, Hrsg. des Buches: Vom »Tauwetter« zur Perestrojka. Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren, Bern 1994; Hrsgg. von: Ralf Schröder (1927-2001) – Das schwierige Leben eines bedeutenden Slawisten (Bd. 1), sowie (mit Winfried Schröder): Ralf Schröder – zu Leben und Werk (Bd. 3), Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2003, 2005.

1 Vgl. die mit einem Vorwort von Solschenizyn hrsg. anonyme Schrift: D\*: Stremja »Tichogo Dona«. (Zagadki romana), Paris 1974.

2 Die Äußerung stammt von der Alt-Bolschewikin Jewgenija Lewitzkaja, der

erwachsen. Autoren gaben häufig nicht viel mehr als Lexikondaten preis. Doch es fällt auf, dass in Russland überhaupt Schriftstellerbiographien fehlen. Von Literaturwissenschaftlern verfasste Monographien zu *Leben und Werk* von Schriftstellern boten zu deren »Leben« in aller Regel nur karge Mitteilungen. Zwar gab es zu Lew Tolstoi, Gorki oder Majakowski eine faktenreiche (wenn auch lückenhafte) *Chronik des Lebens und Schaffens*, der Brecht-Chronik von Werner Hecht vergleichbar. Doch eine *Puschkin-Biographie* wurde von einem Außenseiter wie Juri Lotman geschrieben (dt. bei Reclam Leipzig 1989), und die kompetente Majakowski-Biographie unserer Tage (verfaßt von meiner geschätzten Kollegin Nyota Thun) entstand eben nicht in Moskau, sondern in Berlin. Dafür begegnet man im heutigen Russland des öfteren »erzählenden« Biographien, neuerdings auch solchen über Michail Scholochow.<sup>4</sup> Darin mischen sich sachlich gestützte Passagen mit »künstlerisch« ersonnenen – so dass dem Leser die Möglichkeit einer Prüfung des Dargebotenen entzogen wird. Die Leerstelle der wissenschaftlich fundierten Biographie als Ausdruck eines intellektuell reflektierten Umgangs mit der Individualität einer Künstlerpersönlichkeit evoziert Fragen allgemein-kultureller Art. Offenbar ging es in Russland nicht erst seit der Oktoberrevolution eher darum, ein bestimmtes Autorenbild und das damit verbundene Rollenverständnis des Schriftstellers zu pflegen, als dieses kritisch zu hinterfragen. Jedenfalls lehnte Scholochow in späten Gesprächen mit dem Sohn Darstellungen in der Art der von Gorki begründeten Reihe *Leben bedeutender Menschen* (die nur bedingt die Zwecke strenger Biographien erfüllten) als schamlose »Schlüssellochguckerei« ab.<sup>5</sup>

Die Verfechter der Plagiats-These profitierten bei Scholochow von den beschriebenen Animositäten ebenso wie von den fundamentalen Schwächen der »östlichen« Literaturwissenschaft (unsere Scholochow-Forschung in DDR-Zeiten eingeschlossen), die ganze Gebiete wie Textkritik und -geschichte vernachlässigte und die Person des Autors letztlich zur *abstrakten, idealisierten Größe* machte. Während am Ausgangspunkt der erneuten Plagiatskampagne noch eine gewisse philologische Seriosität gewahrt wurde, haben die in den letzten Jahren im heutigen Russland erschienenen einschlägigen Publikationen immer kuriosere Formen angenommen – und der schrillbunte Markt der Medien nimmt sich ihrer dankbar an. Da wälzt ein so genannter Historiker Unmengen von Regionalzeitungen – um wie die Stecknadel im Heuhaufen endlich jene fiktive schreibende Person aus der Dongegend zu finden, für die das vorgefertigte Muster »Autor des ›Stillen Don‹« endlich passt. Oder es werden Militärschwarten durchstöbert – auf der Suche nach dem Strafbefehl für jenen Vergewaltiger aus einem ganz bestimmten Kosakenregiment im Weltkriegsjahr soundso, der die von Scholochow geschilderte Untat belegen oder bei Fehlanzeige das Ganze in Frage stellen soll... Solche Leute sind natürlich von jeglichem Literaturverständnis weit entfernt, man könnte sie mit einem Achselzucken abtun – hätte dieser ganze Unsinn nicht auch etwas Gutes gebracht: Er hat die Scholochow-Forschung gezwungen, sich bislang vernachlässigter Gebiete aus der Biographie des Schriftstellers und der Schaffensgeschichte seiner Werke endlich anzunehmen. In beispielhafter Weise hat dies

Scholochow seine Erzählung »Ein Menschenschicksal« widmete. Sie steht in ihren Erinnerungen, die neben vielen anderen Äußerungen zu Scholochows *Leben und Werk*, teils aus entlegenen regionalen Quellen, in der von Viktor Petelin besorgten zweibändigen Edition: Michail Šolochov v vospominanijach, dnevnikach, pis'mach i stat'jach sovremennikov, Moskva 2005, enthalten sind (ebenda, S. 279). (Alle Zitate aus russischsprachigen Quellen wurden von mir übersetzt, W. B.)

3 Wie V. Petelin bezeugt, passierte dies selbst Konstantin Prijma, Verfasser eines bekannten Buches über die weltweite Aufnahme des »Stillen Don« (K. Prijma: »Tichij Don« srazaetsja. Izdanie vtoroe, ispr. i dop., Moskva 1975). Dieser habe sich daraufhin später von Scholochow alle Interviews autorisieren lassen. Vgl. V. Petelin (Hrsg.): Michail Šolochov, Bd. 1, S. 751.

4 Andrej V. Voroncov: Michail Šolochov. Zagadka sovetskij literatury, Moskva 2005. Ein ähnlich geartetes Buch von Viktor Petelin (Žizn' Šolochova. Tragedija ruskogo genija, Moskva [Jahr?]) konnten wir bisher nicht einsehen.

5 Vgl. Michail M. Šolochov: Ob otce. Očerki-vospominanja raznych let, Moskva 2004, S. 125, 127.

6 Vgl. Viktor Petelin in seinem einleitenden Beitrag zum ersten Band von »Michail Šolochov...«, S. 30 ff. Die Polemik deutet allerdings auch auf alte und neue Frontenbildungen unter Scholochow-Forschern.

7 Feliks Kuznecov: »Tichij Don«: Sud'ba i pravda velikogo romana, Moskva 2005.

8 Vgl. ebenda, S. 63.

ein Mann getan, der eigentlich gar nicht zur Gilde der Scholochow-Forscher gehört (und wohl daher von deren Seite mit Polemik bedacht wird)<sup>6</sup>: Felix Kusnezow, Direktor des Instituts für Weltliteratur in Moskau.

In einem mehr als 800 Seiten starken Buch<sup>7</sup> setzt sich Kusnezow mit wahrer Engelsgeduld mit einer ganzen Reihe von Plagiatskonstrukten auseinander. Und da er dies mit gründlicher eigener Tatsachenforschung unterfüttert, ist der Erkenntnisgewinn beträchtlich. Was allein bieten schon die Fotografien! Man begegnet Scholochow nicht mehr nur in den bekannten stereotypen Haltungen und Situationen, sondern darf Blicke in Kindheit, Herkunft, Familie tun, sieht den Autor auch ungewohnt mit Kinnbart oder kahlköpfig... Nimmt man noch die zitierten Bücher von Viktor Petelin und Scholochows Sohn Michail hinzu, so gewinnt das Bild des Schriftstellers entschieden an Differenziertheit und Tiefenschärfe.

Im Grunde würden drei Dinge genügen, um Zweifel an der Autorschaft Scholochows am *Stillen Don* auszuräumen. Da präsentiert Kusnezow *erstens* ein vorzüglich lesbares Faksimile des wiederentdeckten Manuskripts vom Anfang des Romans. Man kann verfolgen, wie Scholochow zweimal Anlauf genommen hat: einmal im Herbst 1925 mit der Schilderung von Ereignissen um den Putsch des Generals Kornilow (August 1917), die später, nicht ganz fugenlos, in den zweiten Band eingefügt werden sollte; dann nochmals, ein rundes Jahr danach, stockend zuerst (die Datierungen am Rande verraten es), wiederum mehrere Anfänge erprobend, verwerfend – bis endlich am 15. November 1926 die weltbekannte Eröffnung steht: »*Der Melechowsche Hof liegt am Ende der Staniza*«. Mit einer nachträglichen Korrektur: *Chutor* statt *Staniza*. Die war wesentlich, so Kusnezow, weil die Romanhandlung von »unten« her, aus der Familie, dem Hof, der Tradition heraus (nicht vom Verwaltungszentrum Staniza) in die große Arena geschichtlicher Vorgänge geführt werden sollte.<sup>8</sup> Man muß (ideologie)blind sein, um nicht zu sehen: Hier war nicht frivole Leichtigkeit eines Abschreibers am Werke, sondern die Sorgfalt (und der Weitblick) eines Autors, der nach schwungvoll hingeschriebenen Passagen stilistisch penibel an einzelnen Worten und Sätzen feilte und den Text bis ins Detail am Plan des Ganzen ausrichtete.

*Zweitens* liefert Kusnezow die Erklärung, warum das beschriebene Manuskript so lange verschollen war. Dies hängt mit der Geschichte einer Freundschaft und ihren dramatischen Folgen zusammen. Beim Versuch des jungen Scholochow, im Literaturbetrieb Moskaus als Anfänger Fuß zu fassen, hatte ihm ein Gleichaltriger, Wassili Kudaschew (woanders lesen wir: Kudaschow), selbstlos geholfen und dem Mittellosen Obdach (wie auch sicheren Hort für Manuskripte) geboten. Die Ehefrau Kudaschews musste gegenüber den zwei Unzertrennlichen – auch viel später noch – stets zurückstehen, sie schien sich dafür nach dem frühen Tod ihres Mannes im Krieg rächen zu wollen, indem sie die Existenz der Romanhandschrift in ihrer Wohnung bis zu ihrem Tode standhaft verleugnete. Ihre späte Idee, das Gehortete in viel Geld umzumünzen, übernahm nach ihrem Tode die Nichte – und hatte Erfolg, als 1999 mit Regierungshilfe die Handschrift vom Institut für Weltliteratur erworben wurde. Es war

die nämliche, nach der im Jahre 1929 eine Schriftsteller-Kommission unter Leitung von Alexander Serafimowitsch die Autorschaft Scholochows bestätigt und Plagiatsgerüchte entkräftet hatte...

*Drittens* wird in den neuen Publikationen faktenreich bewiesen, dass dank der Verquickung der eigenen Lebensumstände mit Figuren, Vorgängen und Handlungsorten im *Stillen Don* kein anderer für diesen Roman so motiviert und prädestiniert sein konnte wie eben Michail Scholochow. Das gilt in besonderem Maße für die künstlerisch stärksten Teile, die dem Donaufstand der Kosaken und seinen Folgewirkungen (worauf letztlich das Werk von Anfang an hinzielte) gewidmet sind. Als das unheilvolle Geschehen, ausgelöst durch den »Entkosakisierungs«-Terror der Sowjetmacht, im zeitigen Frühjahr 1919 losbrach, hielt sich die Familie Scholochow im Chutor Pleschakow auf, wo der Vater des Schriftstellers als Verwalter einer Mühle tätig gewesen war. Sie bewohnte eine Hälfte der Kosakenhütte der Drosdows: die Brüder Alexej und Pawel Drosdow (Kusnezow zeigt sie, uniformiert, auf einem Foto aus dem Jahre 1915, Alexej – ein baumlanger Kerl) sollten später (neben anderen) als Vorlage für Grigori und Pjotr Melechow dienen. Ein Heimatforscher bezeugt: »Der Chutor Pleschakow befand sich im Zentrum der Kämpfe zwischen Aufständischen und Roten, auf den Straßen gab es Feuergefechte und Nahkämpfe«. <sup>9</sup> Unweit des Ortes seien Aufständische, darunter Pawel Drosdow, in einer Schlucht von Rotarmisten umzingelt und als Gefangene niedergemacht worden (eben diese Episode kehrt, fast unverändert, im *Stillen Don* wieder). Pawels Leiche wurde im Hause aufgebahrt. Später hat der vierzehnjährige Michail womöglich mit eigenen Augen gesehen, wie mit gefangenen Roten abgerechnet wurde. Wiederum ist bezeugt, dass die Witwe Pawel Drosdows, Maria, in dieser Situation an Iwan Alexejewitsch Serdinow, ihrem »Gevatter«, der bei der Tötung ihres Mannes dabei gewesen war, Rache übte, indem sie ihn mit dem Gewehr erschlug (man vergleiche die Tötung von Iwan Alexejewitsch Kotljarrow durch Darja Melechowa im Roman). Solche Details genügen wohl, um sich ein Bild davon zu machen, dass Scholochow den Bürgerkrieg in der sensiblen Phase der Jugend in unauslöschlichen Eindrücken als Hinmorden unter Brüdern, Nachbarn, Verwandten durchlebt haben muß. Darauf fußte später sein Romankonzept.

Wenn von der Entstehungsgeschichte des *Stillen Don* und den Beziehungen zwischen künstlerischer Fiktion und realgeschichtlichen Vorgängen die Rede ist, darf ein Mann nicht übergegangen werden, von dem sich Scholochow wohl am ausführlichsten über den Donaufstand informieren ließ: Charlampi Jermakow. Die biographischen Stationen Jermakows sind denen Melechows sehr ähnlich: Militärdienst an der Weltkriegsfront, Auszeichnung mit dem Georgskreuz, 1918 in der Roten Armee, 1919 Kommandeur bei den aufständischen Donkosaken, danach erneut bei den Roten, zuletzt Regimentskommandeur in der Reiterarmee Budjonny's, er erhält von Trotzki als Ehrengeschenk eine Uhr. Kurz nach seiner Entlassung 1923 wird er wegen der Teilnahme am Aufstand verhaftet, kommt jedoch ein rundes Jahr später frei. <sup>10</sup> Anders endet die erneute Verhaftung im Januar 1927: schon ein halbes Jahr danach (Kusnezow belegt, dass Jagoda die Hand im Spiel hatte) <sup>11</sup> wird Jermakow erschossen. In der Akte

9 Zit. nach F. Kuznecov, »Tichij Don«, S. 279.

10 Der Historiker Alexander I. Koslow, der zur jüngsten Scholochow-Forschung gleichfalls ein lesenswertes Buch beigesteuert hat, kommt nach eingehendem Studium der Prozessakten zu dem Schluss, dass die Einstellung des Verfahrens gegen Jermakow im Mai 1925 »auch ein Sieg des Rechts war, dessen Restbestände noch glimmten«, ehe der neue Staat sie auslöschte. (A. I. Kozlov: M. A. Šolochov: Vremena i Tvorčestvo. Po arhivam FSB, Rostov n/D. 2005, S. 88).

11 Vgl. F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 131 f.

- 12 Vgl. ebenda, S. 146.
- 13 Vgl. F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 143.
- 14 Vgl. A. I. Kozlov: M. A. Šolochov, S. 19, 22.
- 15 Vgl. V. N. Zapevalov: Pervoistoki ličnosti i sud'by. (K tvorčeskoj biografii M. A. Šolochova), in: Šolochov na izlome vremeni, Moskva 1995, S. 11. Mit einigen Korrekturen zu Zapevalovs Daten: G. Ryčnev in: V. Petelin (Hrsg.): Michail Šolochov, Bd. 1, S. 744.
- 16 Die von V. Petelin besorgte Edition »Michail Šolochov ...«, Bd. 1, enthält authentische Erlebnisberichte von V. K. Lugovoj (ehem. Rayonsekretär von Wjoschenskaja und Freund Scholochows) und I. S. Pogorelov (ehem. Tschekist) über geheimdienstliche Machenschaften in den Jahren 1937 und 1938, die sich direkt gegen Scholochow richteten (vgl. ebenda, S. 617 ff. und 649 ff.).
- 17 Vgl. F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 670, 679.
- 18 Hier zeigt sich ein gravierender Unterschied zur Prosa Andrej Platonows: Während Scholochow den Leser sozusagen (auf »Tolstojische« Art) der vollen Wucht des unmittelbaren Eindrucks aussetzt, er-
- des Opfers befindet sich auch ein Brief Scholochows vom 6. April 1926 (bei Kusnezow ist das Faksimile einsehbar), in dem er Jermakow seinen Besuch ankündigt, weil er von ihm nähere Auskünfte über »Einzelheiten des Aufstands« einholen müsse.<sup>12</sup> Die Bekanntschaft beider beschränkte sich nicht auf dieses Treffen, denn Scholochow betonte später im Gespräch mit Konstantin Prijma, dass Jermakow mit seinen Eltern befreundet und ab 1923 häufig bei diesen, danach auch bei ihm selbst in Wjoschenskaja zu Gast gewesen sei.<sup>13</sup> Prijma war einer der ersten, der vom Autor Näheres über diese Beziehung erfuhr – und das war im Jahre 1974! In dem zitierten Buch des Historikers A. Koslow ist nachzulesen, welchen Wirbel es in den Dienststellen des Geheimdienstes auslöste, als Prijma mit Rücken- deckung Scholochows im Juni 1972 den Antrag stellte, den erwähnten Brief des Schriftstellers an Jermakow einsehen zu dürfen. Prijma sei überhaupt der einzige Literaturwissenschaftler gewesen, der um Einsicht in die Akte gebeten habe, und erst in den neunziger Jahren sei dies ermöglicht worden.<sup>14</sup> Alles dies macht verständlich, warum sich Scholochow bei Fragen nach »Prototypen« seiner Figuren lange Zeit bedeckt hielt, und wie es überhaupt in der Sowjetepoche um biographisch-literaturwissenschaftliche Recherchen bestellt war.
- Heute kann man deutlicher als früher erkennen und aussprechen, dass Scholochow aus einer mittelständisch-kleinbürgerlichen Familie kam. Die Scholochows waren, wie die (unter diesem Namen auch im *Stillen Don* vorkommenden) Mochows, mit diesen konkurrierend und verschwägert, ein altes Kaufmannsgeschlecht, das sich in jüngerer Zeit am Don niedergelassen hatte. Dem Vater Scholochows, Alexander Michailowitsch, gelang es nicht, sich über die Zeitläufte hinweg eine selbständige Existenz (zuletzt als Teilhaber einer Mühle) zu sichern, hingegen vermachte er dem Sohn eine reiche Bibliothek und teilte dessen Leselust. Seine Heirat mit Anastasija Tschernikowa, Dienstmädchen bei einem Gutsbesitzer, war erst 1913, viele Jahre nach dem Tod ihres ersten Mannes, möglich. Da wohnte sie schon lange als »Haushälterin« bei ihrem Geliebten, und hier wurde 1905 Michail geboren. Da die Mutter in erster Ehe den Kosakenstatus erworben hatte, erbte Michail ein Stück Land und die kosakischen Privilegien, doch seit er nicht mehr (nach dem Stiefvater) Kusnezow, sondern Scholochow hieß, galt er als »Kleinbürgersohn«. Mußte er also, wie der Titelheld einer seiner frühen Erzählungen (der heißt wohl nicht zufällig: *Mischka*), nicht auch die Rolle eines »Bastards« durchleben?<sup>15</sup> Alles dies hatte weitere Folgen. Wegen seiner sozialen Herkunft wurde Michail, als er im Herbst 1923 nach Moskau kam, um hier sein Glück zu suchen, die Aufnahme in den Komsomol verweigert (auch beim zweiten Versuch, 1927) – womit dem Bildungshungrigen auch die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät verschlossen blieb. Er war auch noch nicht einer Strafe mit einjähriger Bewährung ledig, die man über ihn während einer kurzzeitigen Tätigkeit als Steuerinspektor verhängt hatte, als er beim Eintreiben der Abgaben bei den vom Hunger bedrohten Bauern unzulässige Milde zeigte. Und seine Braut, Maria Petrowna Gromoslawskaja, war die Tochter eines Kosaken-Atamans (der allerdings von jeglichem Standesdünkel frei war), sie hatte eine kirchliche Schule besucht, und auch das junge Paar ließ sich kirchlich trauen. So stieß Scho-

lochow als Außenseiter aus der fremden kosakischen Provinz zur Moskauer Literaturszene – und er hatte Glück, weil er in der Redaktion einer der kleineren Zeitschriften, die seine ersten Erzählungen druckten, nämlich im *Journal der bäuerlichen Jugend* (*Shurnal krest'janskoj molodeshi*), mit Wassili Kudaschew den Freund seines Lebens fand. Die größeren, wie *Molodaja gwardija* oder gar *Ok-tjabr* verweigerten sich ihm vorerst. In Kreisen der RAPP, der größten proletarischen Schriftstellerorganisation, schwelten Vorbehalte gegenüber dem bald erfolgreichen, doch politisch eher undefinierbaren Neuling. In den Ausführungen Kusnezows wird plausibel, dass gerade in den Führungskreisen der RAPP die erste Welle von Plagiatsgerüchten erzeugt und genährt wurde (selbst Stalin war verunsichert), und dass es ein geschickter Schachzug von Alexander Serafimowitsch (einer Respektsperson in der Sowjetliteratur) war, Personen aus der RAPP-Spitze wie Awerbach oder Fadejew in die Arbeit der Kommission einzubinden, die das üble Gerücht aus der Welt schaffen sollte. Was wäre ohne die tatkräftige Unterstützung von Serafimowitsch, der (nicht zuletzt dank guter Verbindung zu Maria Uljanowa, Lenins Schwester) auch dafür sorgte, dass das Ergebnis der Untersuchung in der *Prawda* abgedruckt wurde, mit dem jungen Autor geschehen?

Wir wollen hier die Geschichte von Scholochows andauernden Gefährdungen, die mindestens bis 1938 andauerten<sup>16</sup> und wohl erst mit der Verleihung des Stalinpreises für den *Stillen Don* 1941 abgeschlossen werden konnten, nicht weiter verfolgen, weil es uns um seine geistige Ausgangsposition geht. Man könnte sagen: Der junge Autor saß irgendwie zwischen allen Stühlen. Doch die Benachteiligungen wurden durch einen schätzenswerten Vorteil aufgewogen: Er war weitgehend frei von den Borniertheiten der einen wie der anderen Seite. Kindheit und frühe Jugend hatten ihm Lehren abhängigen Daseins, konventioneller Schranken und unverschuldeten Außenseiertums eingetragen, doch sie hatten ihm auch den Respekt vor Traditionen und Werten überkommener kosakischer Lebensweise nahegelegt. Er hatte keinen Grund, die Revolution euphorisch zu sehen, denn er erfuhr ihre abschreckenden Seiten, doch er lernte auch ihre humanen, emanzipatorischen Impulse schätzen und engagierte sich für die Sowjetmacht. Mit einem Wort: er war beim Anbeginn seiner literarischen Laufbahn ein Realist im doppelten Sinne des Wortes, und das Lebenspraktisch-Realistische war sicher auch ein geistiges Erbeil seiner kaufmännischen Vorfahren.

Scholochows *unabhängige* Sicht auf das selbsterlebte Geschehen in seiner Don-Heimat tritt schon (wenngleich hier und da noch mit den Anzeichen von Debütantentum) in seinen frühen Erzählungen aus den Jahren 1924/26 zutage. Sie fordern vom Leser volle Aufmerksamkeit für den einzelnen Menschen und für jeden Satz, der über ihn gesagt wird – egal wofür und auf wessen Seite er auch stehen mag, ob er jung und unbelastet in den Kampf für neue Ideale zieht, oder im Banne von Besitz und Tradition steht und Schuld auf sich lädt. Man weiß heute, dass in Scholochows epischer Welt das Prinzip der *Polyphonie*<sup>17</sup> herrscht – vereinfacht gesagt: das freie Spiel der »Stimmen«, Sichtweisen verschiedener Figuren. Der Erzähler geht nicht reflektierend, »wertend« dazwischen, wenn Schreckliches

scheint bei Platonow die (nicht minder kritisch gesehene) Welt aus der ver-fremdeten Perspektive des Absonderlichen – und daher intellektuell vermittelt.

19 Swetlana Semjonowa schreibt in einer in unseren Tagen erschienenen subtilen Analyse der »Donerzählungen«, die Konfrontation im Bürgerkrieg erscheine bei Scholochow »nicht als Sich-Austoben spontaner Volkskräfte, als Ausrasten verwegener Typen (wie bei vielen damals Furor machenden Schriftstellern von Artjom Wesjoly, Wsewolod Iwanow bis hin zu Babel – wo man nicht weiß, wo der kecke Räuber und Totschläger endet und der revolutionäre Kämpfer beginnt), sondern als realer Schrecken des gespaltenen Volkes, und zwar in seiner, wie man meinen möchte, anheimelnd-wärmenden Kernzone: der Familie.« (Svetlana Semenowa: »Donskie rasskazy«. Ot poetiki k miroponimaniju. In: Novoe o Michail Šolochove. Issledovanija i materialy, Moskva 2003, S. 216).

20 Scholochow verwehrte sich später sowohl gegen diejenigen Interpreten, die Melechow »hundertprozentig für seine Teilnahme am Aufstand« verantwortlich machten, als auch gegen jene, die alle Schuld »den ›Verhältnissen‹, den ›Über-spitzungen‹« zuschoben. Er fügte hinzu: »Subjektivismus ist immer schädlich. Besonders bei der Deutung der Geschichte.« Zit. nach: V. Petelin (Hrsg.): Michail Šolochov, Bd. 2, S. 636.

21 Michail Scholochow: Der stille Don. Viertes Buch, Berlin: Volk und Welt (9.Aufl.) 1975, S. 504. (Im

folgenden werden hinter dem jeweiligen Zitat lediglich Band- und Seitenzahl angegeben).

22 Vgl. Willi Beitz: Michail Scholochows *Der stille Don*. Ein verkanntes Warnbuch?, in: Thomas F. Schneider (Hrsg.): *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des »modernen« Krieges in Literatur, Theater, Fotografie und Film*. Bd. I, Osnabrück 1999, S. 423-430.

23 Im sowjetischen Komitee für die Vergabe der Stalinpreise auf den Gebieten von Literatur und Kunst, das erstmalig 1940/41 tagte, entstand ein gewaltiges Dilemma, weil es zwar kein anderes Werk vom Rang des gerade vollendeten »Stillen Don« gab, das den Preis verdiente, der Romanschluß jedoch nicht akzeptabel schien. Alexej Tolstoj erklärte: »Grigori [Melechow, W. B.] darf nicht als Bandit aus der Literatur scheiden [...] Wir alle fordern dies.« (M. A. Šolochov v dokumentach Komiteta po Stalinskim premijam 1940-1941gg, in: *Novoe o Michailė Šolochove*, S. 501). Am Ende wurde das Problem dadurch gelöst, dass man auf Regierungsbeschluss das Verfahren (Zahl und Erscheinungsjahr der vorzuschlagenden Werke) veränderte, so dass dann Tolstoj selbst mit seiner Romantrilogie »Der Leidensweg« auf der Liste stand – einem Werk, das zwar noch nicht abgeschlossen war, aber die gewünschte versöhnliche Perspektive bot (vgl. ebenda, S. 529 ff.).

24 Reinhard Lauer hat in seiner »Geschichte der russischen Literatur. Von 1700 bis zur Gegenwart« (München 2000) bereits einen

geschieht, Blutsverwandte einander entleiben, oder wenn eine zwielichtige Person ihre Lebensgeschichte auf einen Zuhörer entlädt. Das zielt auf die Urteilskraft des Lesers.<sup>18</sup> Der Autor entzieht sich damit nicht der Verantwortung. Ihm ist es offensichtlich darum zu tun, die Charaktere durch höchste Präzision des künstlerischen Wortes *kenntlich* und damit auch moralisch wägbare zu machen.<sup>19</sup> Wir haben uns in DDR-Zeiten auf die Charaktere in den *Donerzählungen* nicht wirklich eingelassen. Mitunter verrät sich in kommentierenden Texten die Betroffenheit des Interpreten. Doch stets stellt zur rechten Zeit ein Begriff sich ein (auf »tragisch« folgt, mit dem Blick auf Wischnewskis Stück, »optimistisch«), oder dem jungen Scholochow können ja noch »naturalistische« Schwächen angelastet werden, die ein baldiges Verlassen des unheimlichen Terrains in Aussicht stellen. Die »Scholochow-Probe« wurde in aller Regel schon bei seinen frühen Texten nicht bestanden – viel weniger dann beim *Stillen Don*.

Kann man den Weg des Grigori Melechow im *Stillen Don* nicht als *Crux der Emanzipation* unter den obwaltenden russischen Verhältnissen sehen? Ein Mann entscheidet sich frei für die Revolution (gegen die Besitzbindung seiner Umgebung), für die Wahlfreiheit in der Liebe (gegen die herrschende Konvention) – doch er gerät in das Mahlwerk der kompromißlos gegeneinander kämpfenden, ihre *jeweilige Borniertheit* offenbarenden Kräfte. Das gerät zum Desaster seines Lebens. Am Ende öffnet sich dem Blick des Desillusionierten (der wiederum nicht frei von Schuld ist)<sup>20</sup> eine »unter einer kalten Sonne gleißende Welt«<sup>21</sup>. Das emanzipatorische Ideal ist für ihn nicht als *Erfüllung* erfahrbar, wohl aber als *Richtung* und *Weg*.<sup>22</sup>

Diese künstlerische Lösung war aus der Sicht maßgeblicher Zeitgenossen inakzeptabel,<sup>23</sup> und sie bereitete der östlichen Literaturwissenschaft große Schwierigkeiten. Sie weist Scholochow als unabhängigen Denker aus, dessen Werk sich, ähnlich wie das von Michail Bulgakow oder Andrej Platonow, gegen die damalige Kunstdoktrin sperrt – womit der Vergleichbarkeit der drei großen Epiker, die früher Welten zu trennen schienen, eigentlich nichts mehr im Wege steht.<sup>24</sup> Freilich tun sich zwar nicht Welten, doch große Unterschiede in den Poetiken der drei auf, aber diese dürfen wiederum nicht den Blick dafür verstellen, dass es sich, was die ausgehenden zwanziger und die dreißiger Jahre anbelangt, um verwandte Reaktionen auf eine enttäuschende bis katastrophale Gegenwartserfahrung handelt, die – entgegen den politischen Verheißungen – eine Verwirklichung humanistischer Ideale erst in weiter historischer Perspektive möglich erscheinen ließ.<sup>25</sup>

Was Bulgakow betrifft, so verweisen wir auf die Arbeiten von Ralf Schröder, der über einen längeren Zeitraum hinweg immer differenzierter (und offener) herausgearbeitet hat, wie Bulgakow im Roman *Der Meister und Margarita* um eine historisch-perspektivische Lösung rang.<sup>26</sup> Wir wollen hier (mit Blick auf besagten zeitgenössischen Erfahrungshintergrund) nur anmerken, dass die Entstehungszeit dieses Romans (1928-40) mit der des *Stillen Don* (1925-40) fast völlig identisch ist. Bei Platonow erfolgte nach einer Phase utopisch-euphorischer Weltveränderungsphantasien und der unvermeidlichen Enttäuschung der Übergang zu einer Art existenzialistischer Infragestellung des gesellschaftlich handlungsmächtigen Subjekts, doch zu-

gleich wird desillusionierender Erkenntnis Endgültigkeit verweigert, scheint immer aufs neue Hoffnung auf, aus dem einfachen Leben oder aus den Tiefen der Geschichte geholt, so bleibt letztlich alles ambivalent. Scholochow, obwohl wie Platonow bald über die in der neuen Gesellschaftlichkeit sich aufbauenden Barrieren und Entfremdungen durch Erfahrung belehrt, setzt gleichwohl auf die Souveränität und Kraft des Individuums – so wie er selber mit stoisch-trotzigem Dennoch in den Verfolgungen der dreißiger Jahre, die ihn aufs höchste gefährdeten, mehrmals mit dem im Alleingang vollzogenen »Durchbruch« zum mächtigsten Mann im Staate die Bedrohung überwand. Dem entspricht seine Äußerung aus dem Jahre 1957, er habe in Grigori Melechow, also in jenem gegen alle Regeln verstößenden Romanhelden, »den Zauber des Menschen« zeigen wollen.<sup>27</sup> Später erklärte er, im Kosaken, wie er ihn kannte (ein »fröhlicher, aufgeweckter, entschlossfreudiger Mensch«, der Jammern verachte und mit dem alles Schwere leichter zu ertragen sei),<sup>28</sup> russische Wesensart schlechthin verkörpert zu sehen. So entsprach seine favorisierte Figurenwelt (aus der »Provinz«) optimal seinem ästhetischen Anliegen. – Ähnlich hat Natalia Kornienko Scholochow und Platonow – nicht abschätzig, sondern rühmend – »Ideologen der Provinz«<sup>29</sup> genannt.

Die Beziehungswelt von Scholochows Werk öffnet sich in dem Maße, wie die wahren (früher oft verkannten) Dimensionen seines Realismus ausgelotet werden. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen. In den Debatten um den *Stillen Don* richtete sich das Interesse stets auf die Figur eines jüngeren Kosaken, der zu den Schulfreunden Grigori Melechows gehörte, mit ihm gemeinsam in den Weltkrieg zog und bei den Roten kämpfte, ihm aber später als unversöhnlicher Feind gegenübertrat. Klassenmäßig schien alles klar: da stand der Mann aus ärmerem Hause gegen den Mittelbauernsohn. Wären da nicht einige Merkwürdigkeiten in »Mischkas« Porträt: »ein stämmiger Bursche, gleich breit in Nacken und Hüften, was ihm ein quadratisches Aussehen gab; auf dem wie aus Eisen geschmiedeten Rumpf saß ein fester, ziegelroter Hals. Seltsam wirkte auf diesem Hals der schöne, kleine Kopf mit dem frauenhaft zart gezeichneten Mund und den dunklen Augen unter dem goldblonden Kraushaar«. (3, 167 f.) Auffällig ist hier der Kontrast zwischen sympathieheischenden (wenngleich auch ein wenig süßlich-epigonalen) Zügen einer russischen Volksfigur und abstoßenden Merkmalen eines Monsters – im Ganzen der Eindruck einer aus unpassenden Teilen montierten Gliederpuppe (einer »Teufelspuppe« gar?). Verfolgt man den Weg der Figur, so zeichnet sich die ihr zugeordnete Rolle ab: In etlichen Situationen ist sie Statist, wird (wie an der Weltkriegsfront) lediglich ihre Präsenz vermerkt, doch sie tritt dort aktiv in Erscheinung, wo man *Ideologie* produziert (im Zirkel Stockmanns) beziehungsweise diese anwendet, wie in jenem hitzigen Disput mit Melechow in der Sowjetbehörde am Vorabend des Donaufstands, nach dem Koschewoi ahnungsvoll resümiert: bei solch einem Gespräch »wäre man imstande, einen zu erschlagen«, ein »böses Ding« sei doch »die Politik« (3, 172). Später, als er den zur Umkehr bereiten Grigori abweist, oder als er dessen Bruder Petro als Gefangenen erschießt, wird sich dies bestätigen. Und er wird *Vergeltung* üben, denn wie keine andere Ro-

anderen (eher ideologischen) Vergleichspunkt gefunden – mit Boris Pasternaks »Doktor Živago« (vgl. ebenda, S. 705).

25 Dem Vergleich Scholochow – Platonow hat die bedeutendste russische Platonow-Forscherin Natalija V. Kornienko aus anderer Warte mit einem eigens dem Thema gewidmeten Buch (»Skazano russkim jazykom...« Andrej Platonov i Michail Šolochov: Vstreči v ruskoj literature, Moskva 2003), in dem sie auf biographische Berührungspunkte, das Verhältnis zum Leser sowie auf Textbezüge zur Bibel, zum Liedgut des Volkes u. a. m. eingeht, bereits Wege gebahnt.

26 Es sei hier auf das Buch von Winfried Schröder (Hrsg.): Vom Reifen der Alternativen. Ralf Schröders Lesarten der russischen und sowjetischen Literatur (= Ralf Schröder – Leben und Werk, Bd. 2), Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V., Leipzig 2003, verwiesen, in dem die einschlägigen Texte gesammelt sind.

27 Zit. nach F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 555.

28 Zit. nach M. M. Šolochov: Ob otce, S. 203 f.

29 N. V. Kornienko: »Skazano russkim jazykom...«, S. 23. Auf einem sowjetisch-amerikanischen Symposium zum Thema »Michail Scholochow und William Faulkner« im September 1986 in Rostow am Don wurde am Beispiel beider Autoren gezeigt, dass ihre scheinbare Begrenzung auf Regionales sie nicht hinderte, zu universellen Menschheitsfragen zu gelangen. Vgl. V. Petelin (Hrsg.): Michail Šolochov,



Bd. 2, S. 913 ff.

30 Die betreffende Szene wird auch in dem zitierten Buch von N. V. Korienko behandelt; sie knüpft daran die Frage, ob die Tötung des hilflosen »prophetischen« Greises durch Koschewoi nicht als »Scholochowsche Metapher für die Tolstoische Komponente in der Ästhetik der Sowjetliteratur« zu deuten sei (vgl. »Skazano russkim jazykom...«, S. 55).

31 Swetlana Semjonowa weist diesen Bezug bereits bei Figuren der »Don-Erzählungen«, etwa bei dem schuldbeladenen Mikischara in »Der Familienvater«, nach: »Hier bringt Scholochow derart zweideutige, verdrehte psychische Strukturen gewisser Volkstypen (geformt in den satanisch-widernatürlichen Situationen der Epoche) ans Licht, dass man an Dostojewski denken muß...« (Novoe o Michaila Šolochove, S. 231). Roland Opitz hat bereits 1975 in seinem Beitrag zum zweiten Leipziger Scholochow-Symposium auf den Dostojewski-Bezug im »Stillen Don« aufmerksam gemacht. (R. Opitz: Dialektische Widersprüche im »Stillen Don«, in: Werk und Wirkung M.Scholochows im weltliterarischen Prozeß. Materialien eines Internationalen Symposiums, Leipzig 1977, S. 68).

32 Vgl. M. A. Šolochov: Pis'ma. Pod obščej redakciej A. A.Kozlovskogo, F. F. Kuznecova, A. M. Ušakova, A. M. Šolochova, Moskva 2003, S. 72.

33 Ähnlich V. Petelin, in: Michail Šolochov, Bd. 2, S. 181.

34 In einem Brief Scholochows an E. G. Lewitzkaja

manfigur ist er *erniedrigt und beleidigt* worden, besonders in jener Situation, als er in die Hände der gegnerischen Kosaken fiel und diese ihn, anstatt ihn zu erschießen, vor den Augen der ganzen Staniza mit Ruten züchtigten. Er wird als Rächer in seinem Heimatort wüten, einen hilflosen Greis erschießen und sieben Häuser in Brand stecken... Auf welcher hochideologischen Ebene der erregte Dialog zwischen Mischka und dem alten Grischaka aus der wohlhabenden Korschunow-Familie (bei dem sein Vater als Knecht tätig war) geführt wird, zeigt die Tatsache, dass dieser Mischkas Erklärung, jetzt werde eine »einfache Rechnung« beglichen, die alttestamentarische Klage des Jeremia über das verwüstete Land entgegengesetzt. (3, 453)<sup>30</sup> Ohne Zweifel: Scholochow hatte einen Blick für das Drama einer *Idee* im Innenleben und Handeln einer Figur – womit er sich in die Nachfolge Dostojewskis stellt.<sup>31</sup> Dabei ließ er sich nie, auch bei Koschewoi nicht, zu einer totalen Dämonisierung einer Figur hinreißen, mochte sie auch an Grenzen des Menschlichen geraten.

Während man beim *Stillen Don* mittlerweile von verlässlichen Deutungslinien ausgehen kann, sind beim Roman *Neuland unterm Pflug* noch viele Fragen offen. Das beginnt bereits mit dem genauen Zeitpunkt der Arbeit am Romantext: Oktober 1930 oder erst (was ein Brief Scholochows an Jewgenija Lewitzkaja, vom 19. 11. 1931 nahe legt)<sup>32</sup> ein Jahr später? Und was bewog den Autor, die Arbeit am großen Romanepos zu unterbrechen und einen Gegenwartsroman zu schreiben? War es ein Deal mit Stalin (wie Woronzow in seiner »erzählten« Biographie phantasiert), der die Druckgenehmigung für die abschließenden Teile des Epos nur bei einer aktuellen Gegengabe in Aussicht stellte?<sup>33</sup> Oder war es, genau umgekehrt (wie der Historiker Koslow meint), der Impuls, Stalins schönfärberischem Getue (in dessen im damaligen Medienecho vernehmbaren Rede vom 23. Juni 1931) vom angeblich erfolgreichen Einzug eines neuen, besseren Lebens im Dorf ein reales Bild der Kollektivierung entgegenzustellen? Auf jeden Fall deutete der vom Autor gedachte Titel *Mit Blut und Schweiß* (den aber vermutlich die *Prawda* oder die Redaktion der Zeitschrift *Nowy mir* nicht akzeptierte und durch den heute bekannten Titel ersetzte)<sup>34</sup> darauf hin, dass Scholochow, ähnlich wie beim Bürgerkrieg im Donepos, auf den *Preis* des ganzen Unternehmens verweisen wollte. Und viele Leser dankten es ihm, dass er *wahrheitsgemäß* den *schweren Anfang* der Kollektivierung geschildert hatte.<sup>35</sup>

Außerlich bietet der Roman *Neuland unterm Pflug* klare Verhältnisse. Das handelnde Personal ist gut aufgestellt (beinahe lehrbuchmäßig, wie lobend oder kritisch vermerkt wurde): Kommunisten, Dorfarme, Mittelbauern, Kulaken – Freund und Feind. Die Handlung schreitet nach dem Prinzip: Fortschritt mit einigen Rückschlägen voran... Doch Kusnezow hat recht, wenn er betont, dass der Autor auch in diesem Werk bemüht gewesen sei, dem »Polyphonie-Prinzip« zu folgen.<sup>36</sup> In der Tat: Der der Sowjetmacht verbundene Mittelbauer Maidannikow erhält ebenso, unbehelligt vom Erzähler, »Rederecht« wie sein ins gegnerische Lager abdriftende Kontrahent Ostrownow. Der eine begründet öffentlich, warum er sich vom Kolchos eine sozial besser abgesicherte Existenz verspricht, der andere beklagt im nächtlichen Gespräch mit dem Verschwörer, wie die

gleiche Macht ihn, der gut zu wirtschaften verstand, mal gefördert, mal drangsaliert und schließlich in die Enge getrieben hat. Und die führenden Kommunisten? Zweifellos schenkt ihnen Scholochow viel Sympathie, doch er wird sie später im Gespräch mit dem Sohn als Leute bezeichnen, die »vom Wirtschaften keinen blassen Schimmer haben«, ja die »nicht einmal eine eigene Familie gründen konnten, in den eigenen vier Wänden keine Ordnung haben«. <sup>37</sup> Dies eben bemängelten auch manche Leser: dass der Autor den Dawydow nicht dazu bringe, das Techtelmechtel mit Luschka zu beenden, dass Ostrownow nicht schneller seiner illegalen Machenschaften überführt werde, und dass es am Ende heiße: »Das Alte begann von neuem...« <sup>38</sup> Aus diesem und aus anderen, besseren Gründen erwartete die äußerst zahlreiche Leserschaft mit Ungeduld den zweiten Teil des Romans. Doch wovon hätte der handeln sollen, wäre er denn noch in den 30er Jahren geschrieben worden?! Vom großen Hunger in den Kolchosdörfern, vom einsetzenden Terror gegen »feindliche« und widersätzliche Elemente als angebliche Verursacher des Ganzen? Darüber hat Scholochow ausführlich geschrieben, allerdings nicht in einem literarischen Werk, sondern in sehr langen Briefen an Stalin (am 4. 4. 1933, 16. 4. 1933, später nochmals am 16. 2. 1938), in denen er Abhilfe für die Notleidenden und Bestrafung der schuldigen Funktionäre verlangte – und teilweise auch erreichte. <sup>39</sup> Am Schluss eines der Briefe heißt es, Stalin möge dessen Länge entschuldigen, doch der Verfasser sei zu dem Schluß gekommen, es sei wohl besser, die Probleme brieflich abzuhandeln, »als diesen Stoff beim Schreiben des letzten Teils von ›Neuland unterm Pflug‹ zu verwenden.« <sup>40</sup> Im Unterschied zu den Lesern schien Stalin Scholochows Kollektivierungsroman nicht für sonderlich honorabel zu halten, denn nicht diesen, sondern Fjodor Panfjorows *Wolgabauern* (so der Titel der DDR-Ausgabe 1953; russ. Titel: *Bruski*) erhielten die Delegierten des XVII. Parteitag der Kommunistischen Partei (1934) als Präsent. <sup>41</sup>

Die angeschnittenen Fragen leiten bereits zu einer anderen Zeit über, deren Problematik hier nur anzudeuten ist. Man müsste mit der Frage beginnen, wieweit Scholochow nach 1945 noch die alte Gestaltungskraft besaß. Zu einem Lokalredakteur vom Don soll er einst gesagt haben, ein Werk vom Rang des *Stillen Don* sei von ihm nicht mehr zu erwarten, nach der Arbeit daran sei er »innerlich ausgebrannt...« <sup>42</sup> Diese Worte muß man nicht auf die Goldwaage legen, sie bedeuten aber sicher, dass für den Schriftsteller etwas abgeschlossen war. Scholochow hat sich in späteren Jahren, wie sein Sohn berichtet, in Gesprächen stets gegen jegliche nähere Erinnerung an die durchlebte Zeit gesperrt, offenbar war sie für ihn wie ein schweres Trauma, an das man lieber nicht rührte. In diesen Zusammenhang gehört wohl auch eine Äußerung, die er, nach der Fortsetzung von *Neuland unterm Pflug* gefragt, bereits im Jahre 1935 machte: Er wolle sich jetzt der »Darstellung des Alltags« widmen, denn der sei im Kolchos höchst interessant. <sup>43</sup> Damit war angedeutet, dass er das Thema von Krieg und Terror hinter sich lassen und das zarte Pflänzchen Sozialismus (= friedliches Zusammenleben) pflegen wollte. Er konnte nicht ahnen, dass der faschistische Überfall seine Pläne durchkreuzen würde. Das unvermeidliche Thema nahm er mit umso

(29. Juni 1932) heißt es: »Ich bin nach wie vor unterschieden gegen den Titel. Was für ein grässlicher Titel!« (M. A. Šolochov: *Pis'ma*, S. 89). Pjotr Lugo-woj behauptet, er habe Scholochow den Titel »Podnjataja celina« empfohlen. Vgl. V. Petelin (Hrsg.): *Michail Šolochov*, Bd. 1, S. 595.

35 Im Anhang des zitierten Buches von N. V. Kornienko kann man zahlreiche Leseräußerungen zum »Stillen Don« wie auch zu »Neuland unterm Pflug« nachlesen.

36 F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 687.

37 M. M. Šolochov: *Ob otce*, S. 138.

38 M. Scholochow: *Neuland unterm Pflug*, Berlin 1952, S. 452.

39 Vgl. dazu auch W. Beitz: Šolochow und das »Zeitalter des totalen Krieges«. In: Antonia Opitz, Roland Opitz (Hrsg.): *Dichter in den Brüchen der Zeit*, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 2005, S. 73 ff.

40 Michail Šolochov: *Pis'ma*., S. 124.

41 Der bekannte Scholochow-Forscher Fjodor Birjukow berichtet, dass ihm Scholochow einst, als das Gespräch auf Panfjorow und seinen Roman kam, sein Unverständnis über dessen »Verhältnis zu den Bauern« geäußert habe. (Fjodor Birjukov: *Gor'kij – Serafimovič – Šolochov*. (K istorii tvorčeskich vzaimootnošenij). In: *Novoe o Michail Šolochov*, S. 309 ff. Birjukow zitiert aus den »Wolgabauern« jene Szene,

wo die rebellierenden Bauern eines Dorfes umzingelt und »wie eine Herde Schafe in den Fluß« getrieben werden, worauf der zentrale Held des Romans, offenbar im Sinne des Autors, triumphierend sagt: »die Arbeiterklasse schlägt den Feind, ohne Tränen zu vergießen« (F. Panfjorow: Wolgabauern. Zweiter Band, Dresden 1953, S. 181 f.).

42 Zit. nach F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 819.

43 Zit. nach V. Petelin (Hrsg.): Michail Šolochov, Bd. 1, S. 509.

44 Ebenda, S.139.

45 Zit. nach M. M. Šolochov: Ob otce, S. 154.

46 Zit. nach F. Kuznecov: »Tichij Don«, S. 528.«

größerem Engagement in sein Schaffen auf, als seine Leidenschaft in den letzten Lebensjahrzehnten ohnehin dem Schutz und der pflegerischen Behandlung des Errungenen galt.

Die Alterssicht Michail Scholochows, soweit sie sich direkt im aktuellen politischen Diskurs artikuliert, bietet sich einerseits als nüchterne Beurteilung der Stalin-Epoche dar. Dem Sohn entwickelt er eine Art historischer Parabel, in der er den Gang der Dinge in Sowjetzeiten als mehr oder weniger alternativlos darstellt: In die Machtorgane seien einst Leute delegiert worden, die in Kriegszuständen nur eines gelernt hätten: »Befehle zu empfangen und auszuführen«, woraus sich auch die Rolle des Mannes an der Spitze abgeleitet habe. Fazit: »Ich fürchte, dass Stalin nicht einmal die schlimmste Variante dessen war, was sich hätte ergeben können.«<sup>44</sup> Auf der anderen Seite erleben wir Scholochow als eindringlichen Warner vor Versuchen tiefgehender Veränderungen (die er vor allem aus Dissidentenkreisen befürchtete). Hier zeigt er sich unnachgiebig und intolerant. Dies zeigte sich auch in der heftigen Abwehr kritischer Vorwürfe, er habe in der Erzählung *Ein Menschenschicksal* den verbrecherischen Umgang des Stalin-Regimes mit den aus der Gefangenschaft heimkehrenden Rotarmisten verschwiegen. Dies sei ihm wohlbekannt, antwortete er, und hielt dem Sohn einen Vortrag über verschiedene Arten von *Wahrheit* – aufhelfende und »erniedrigende, demoralisierende«<sup>45</sup> – und es wurde klar, wofür er sich entschieden hatte. In diesem Bekenntnis, das natürlich ein weites Feld für Erörterungen eröffnet, vernimmt man die Sorge um die Bewahrung des Humanen in einer von neuen Beunruhigungen erfüllten Zeit. Vielleicht ist dies der ideelle Kern seines späten Realismus, dessen Poetik in der Erzählung *Ein Menschenschicksal* ihren schlechthin klassischen Ausdruck gefunden hat. Zum Bild dieses Scholochow gehört schließlich auch, bei Kusnezow dokumentiert, ein Schreiben an die Führung der Staatspartei aus dem Jahre 1978, in dem er die Verteidigung der russischen Kultur anmahnt und vor »antirussischen Ideen« warnt, die über die Medien verbreitet würden.<sup>46</sup> Scholochow – ein national-konservativer Denker? Jedenfalls gibt es im heutigen russischen Scholochow-Diskurs eine starke »vaterländisch«-nationalistische Komponente (in die sich auch die zitierte Erzähl-Biographie von Woronzow – mit antisemitischen Akzenten! – einfügt). Fundierte Antworten sind gefragt, die, wie Kusnezow es im Falle des Plagiatskonstrukts zeigt, nur aus vertiefter Forschung kommen können.